

Frauentum

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 46

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
16. November
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Frauentum.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Und wenn du auch in mannigfachem Streben
Als starke Frau im wechselvollen Leben
Dir manchen Lorbeer holst und lauten Ruhm —
Es regt sich doch einmal dein Frauentum
Und steht vor dir und sieht dich fragend an:
„Sag, warum opferst du um solchen Wahn,

Was dir das Leben selbst an Glück bereitet hat —
Was fliehst du jene stille, gottgeschaffne Statt,
Wo es dir Lieb' und Frieden geben wollte —
Wo dir ein Kind am Herzen liegen sollte?
Sag, nahm nie nächtens leis ein Sehnen deine Hand,
Hinweisend nach des Mutterglückes heil'gem Land?“

Der Weg zur Wahrheit.

Von Frieda Schmid-Marti.

3

Die Worte der Mutter machen ihm eine Begebenheit aus seiner Kinderzeit lebendig: Er und der Reinhard Gustav hatten einmal heftigen Bubenstreit. Sie prügelten sich. Er, der Schwächere, unterlag, und der Gusti stob lärmend davon. Da schlich er sich, der Besiegte, in die Scheuer. Dort verwerkte er die Wut. Er schlug um sich, tobte, schrie unflätige Worte... Die Scheuer lag dicht an der Straße... In dem Augenblick ging draussen der Herr Pfarrer vorüber. Die Mutter sah den Herrn Pfarrer. — Hörte den Buben. Blitzschnell öffnete sich das Tor. Die Mutter flog auf ihn zu, packte ihn, zwang ihn zu Boden, preßte ihm die Hand auf den Mund... Sie griff zu wie eine Eisenklammer, wie ein Schraubstod... Er war wie gelähmt, war vor Ueberaschung still. Mäuschenstill und wehrte sich nicht... Da ließ die Mutter los. Er, der Ferdi, hatte ob dem Ueberfall seine Wut vergessen... Und als er endlich, ganz benommen, die Mutter fragte: „Aber warum hast du jetzt das getan, Mutter?“ und sich schon auf eine Rüge gefaßt hatte, sagte sie gleichmütig: „Weil der Herr Pfarrer vorbeiging...“ In seinem Kinderempfinden fand er damals etwas als nicht richtig. — Und heute dämmert ihm dunkel jenes seltsame Gefühl wieder empor. Etwas, das seinem Gerechtigkeitsinn den Weg verlegt. Etwas, das ihm einen Schein der Achtung, die er der Mutter zollt, abstreift. Aber er schweigt und gibt diesem Gefühl keinen Ausdruck. Ferdinand Richter ist nicht der Mann, der seine Gedanken und Gefühle mit dem Seziermesser zerlegt. Er faßt seine Augenblicksstimmung zusammen auf dem Gemeinplatz: „O diese Weiber! Diese ewige Nörgelei an einem herum.“ — Und geht. Die Mutter fühlt sich wiederum einer sauren Pflicht

ledig... Emsig läuft die Nähmaschine durch die blendend-weiße Leinwand. Dann wühlen ihre Hände in der Schieb-lade in einem Knäuel von Bündeln und alten Spizen. „Dem Hansli nähe ich noch ein Spizli an die Hemdchen. Man soll nicht sagen, die alte Greuthoferin wisse nicht mehr, was sich schickt.“

Der Märzwind tollt. Wolken jagen, und in den Krieg lacht hie und da die Sonne. Alles ist Aufruhr, Sturm, Wirbel und Drang. Die Weite ein Chaos, geborstener Schollen, fahler Wiesen, rieselnder Bächlein. Und doch, sieghaft über allem der Lenz. Auch auf dem Greuthof hält er Einzug. In der Hofstatt ist ein Singen und Jubilieren. Die junge Lenzwärme brach die Aderschollen. Schon dampfen sie. Schon schlagen in den leise grünenden Wiesen die ersten Margritli ihre Augen auf. Um diese Zeit war der Ferdi sonst an der Arbeit von der ersten Taghelle bis spät am Abend. Und dies Jahr. — Er schaffte etliche Tage zäh und verbissen, — trinkt einen Tag und macht am folgenden blau. — So geht es im Wechsel der Wochen. Er hütet sich und seinen Fehler weniger als sonst. Er glaubt, sich als Greuthofbauer das Recht wohl zumessen zu dürfen. — Allmählich schwindet die Rücksicht, die er seiner jungen Frau zu Anfang ihrer Ehe zollte. Das Liseli ist mager geworden in letzter Zeit. — Nur der Hansli lacht und springt im Haus herum und hat die ersten Höslein an. — Immer und immer wieder versucht Liseli, ihren Mann dem unseligen Gang zu entreißen. Einmal mit Worten, die von heiliger Ueberzeugung getragen waren. Das andere Mal mit erschütternder Klage. — „Hör auf mit Predigen“, sagte der Ferdi das erstemal und hielt sich lachend die Seiten. Und das andere